

„Plastikwahrheiten und Lebenswahrheiten“

Predigt zu Eph 5,15f.

18. So. n. Trinitatis, 19. Oktober 2014

Evang.-Luth. Christuskirche, Bad Neustadt

Liebe Gemeinde!

Es war einmal vor langer Zeit in einem fernen Land. Da lebte ein Kaiser, dem war nichts wichtiger auf der Welt als sich möglichst aufwendig wie auffällig anzuziehen. Für seine Bekleidung war der Kaiser bereit, nahezu alles zu opfern: Kraft, Geld, ja sogar — wie wir sehen werden oder schon wissen — seinen guten Ruf. Denn an nichts anderem hatte er Interesse, für nichts anderes hatte er Augen, nur für die neuesten und auffälligsten und aufwendigsten Kleider.

Wenn jemand von einer Sache so gefangen ist, dass er anderes nicht mehr wahrnehmen kann, ja dass er überhaupt nicht mehr über etwas anderes nachdenken kann, dann ist die Gefahr groß, dass er irgendwann damit ein Problem bekommt.

So war es auch bei dem Kaiser. Eines Tages kam ein besonders pfiffiger Schneider zu ihm, der von seinem Kleiderwahn gehört hatte und sich vorgenommen hatte, diesen sich zunutze zu machen. Der Schneider erzählte dem Kaiser, er habe eine neue Kollektion für ihn — so etwas habe er noch nicht gesehen. Die Stoffe seien so filigran und fein gewoben, dass man sie mit bloßem Auge schier nicht sehen könne. Der Kaiser, stets auf der Suche nach dem neuesten Schrei, wollte diese Kollektion sofort vorgestellt bekommen. Und so kam der Schneider und präsentierte dem verblüfften Kaiser seine neuesten Kleidungsstücke. In der Tat, sie war mit bloßem Auge nicht zu sehen, so fein gesponnen, so filigran gewoben waren sie. Der Kaiser probierte die neuen Kleider an und spürte sie nicht einmal auf seiner Haut. So edel und fein waren sie also. Und sein ganzer Hofstaat bewunderten die so fein wie unsichtbar gefertigten Kleider und lobten den außergewöhnlichen Geschmack des Kaisers für das Extravagante. Der Kaiser war glücklich, dass er das neueste und aufwendigste, was der Kleidermarkt zu bieten hatte, tragen konnten. Und so führte er seine neuen Kleider in der Öffentlichkeit aus. In Begleitung seines Hofstaates ließ er sich durch die Stadt eskortieren und die Menschen jubelten ihm zu. Dass der Kaiser in Wirklichkeit nackt war, sahen bis auf den Kaiser natürlich alle mit Augen im Kopf. Oder sahen sie es nicht?

Warum sagte eigentlich niemand aus dem Umfeld des Kaisers, dass dieser splitterfasernackt war? Aus Angst vor dem etwaigen Zorn des Kaisers, der in seinem Aberglauben, die feinsten Kleider ever zu tragen, andere Meinungen niedermachen würde? Aus Gleichgültigkeit, weil es den Menschen egal war, ob ihr Kaiser nackt oder bekleidet herumläuft? Oder vielleicht gar aus Häme, weil man dem Kaiser dessen Verblendung gönnte und sich an ihr heimlich ergötzte.

Egal. Die tragische Figur in der Geschichte sind im Grunde alle. Alle wollen nicht sehen, dass er nichts an hat, und darum sehen sie es auch nicht. Und jetzt sind wir an der Reihe: was wir nicht sehen wollen, sehen wir auch nicht.

Das Predigtwort für diesen Sonntag will uns hier (für den Kaiser und seine Leute ist es ja zu spät) zu Hilfe kommen. Wir hören aus dem Epheserbrief im 5. Kapitel: *15 So seht nun sorgfältig darauf, wie ihr euer Leben führt, nicht als Unweise, sondern als Weise, 16 und kauft die Zeit aus; denn es ist böse Zeit.*

Was soll uns das bitteschön helfen? Sind das nicht nur harte Worte am Ende eines im Ganzen versöhnlichen Briefes? Aber bei genauerem Hinsehen sind sie gar nicht so hart, sondern vielmehr realistisch, ehrlich. Wir erinnern uns: bei unserem Kaiser samt Hofstaat hat es alles gegeben nur keine Ehrlichkeit. Also: Wir mögen unser Leben führen als Weise. So der Epheserbrief. Aber was heißt das genau? Wir mögen unser Leben als Menschen leben, die sich einen kritischen Blick bewahren; keinen pessimistischen Blick, aber einen kritischen, ehrlichen. Wir sollen nicht alles für bare Münze nehmen, was man uns weis machen will (Hätte der Kaiser sich nur daran gehalten!). Wir sollen freilich auch nicht alles in Zweifel ziehen. Es ist die rechte Mischung, die den weisen vom unweisen Menschen unterscheidet. Und jetzt kommt die Begründung des Epheserbriefes: Kauft die Zeit aus, macht das beste daraus, denn es ist böse Zeit.

Das wir in böser Zeit leben sollen, das hören wir nicht so gerne, nicht wahr? Aber vielleicht liegt genau hier unser Wahrnehmungsproblem? Ob unsere Zeit böse ist oder nicht, darin wären sich die Menschen anderswo etwa in Syrien — leider — schnell einig. Und auch die Menschen, in den von Ebola bedrohten Gebieten. Es geht um zweierlei: das wahrzunehmen! Carolin Emcke in der Süddeutschen Zeitung: Hinschauen! „In Mendelssohns „Lobgesang“ heißt es an anderer Stelle: ‚Er zählet unsere Tränen in der Zeit der Not‘, nicht wegzuschauen, nicht aufzugeben, den Schmerz und Kummer jeder einzelnen zu zählen. Nichts zu nichtig, zu häufig, zu gering zu nehmen. Das klingt so tröstlich wie unmöglich, aber: Nur so kann es heller werden.“¹

Und jetzt das andere: auch das heißt nämlich die böse Zeit wahrzunehmen: Nehmen wir wahr, dass wir hier auf einer kleinen Insel des Glücks leben? Nehmen wir dieses ungeheure Glück, das uns beschieden ist, noch wahr? Am vorletzten Sonntag hatte ich schon an dieses kleine, aber denkwürdige Jubiläum erinnert: Vor genau dreißig Jahren erschienen die Lebenserinnerung der Bäuerin Anna Wimschneider. Herbstmilch. Hier wird ein Leben geschildert, dass für uns so unvorstellbar hart und entbehrungsreich ist, dass wir gar nicht glauben können, dass das nicht 5000 Jahre, sondern gerade mal fünfzig Jahre her ist. Und wir leben heute in einer Fülle, die es in der Geschichte der Menschen bisher nicht gab. Ja, mehr noch: wir nehmen uns immer mehr vom Kuchen dieser Welt, fahren und fliegen und machen und tun. Der Liedermacher und Pfarrer Wolfgang Buck, der vor kurzem in Bad Königshofen zu hören war, singt in einem seiner Songs von der „Baddi“ (Party), die bald aus ist. Wir wissen alle, wie er es meint.

Unser Wort aus dem Epheserbrief will uns freundlich, aber deutlich daran erinnern. Es ist böse Zeit. Redet nichts schön. Vielleicht nicht gerade hier bei euch, aber dann eben woanders. Und noch wichtiger: kauft die Zeit aus. Macht das beste daraus statt euch etwas vorzumachen.

In der Geschichte vom Kaiser und seinen angeblich neuen Kleidern ist es ein Kind, das die Verkrampfung löst. „Der ist doch nackt!“ Ja, Kindermund tut Wahrheit kund. Diese Aufgabe will unser Bibelwort für uns übernehmen. Schaut den Dingen ins Angesicht. Redet nicht alles schlecht, aber eben auch nicht alles schön. Macht das beste aus dem, was ihr zur Verfügung habt. Wie aber kann das gelingen?

Jemand hat einmal Lebenswahrheiten von Plastikwahrheiten² unterschieden. Ich finde das ein schönes Gegensatzpaar: Lebenswahrheiten und Plastikwahrheiten. Beides sind wohlgermerkt Wahrheiten, aber mit unterschiedlicher Bedeutungsschwere. Den Blick für diesen Unterschied will uns unser Bibelwort aus dem Epheserbrief schärfen. Zum Beispiel die Sache mit der

Kleidung. Eine Plastikwahrheit, die von unserem Kaiser zur Lebenswahrheit aufgeblasen wurden mit bekanntem Ergebnis. Plastikwahrheiten sind nichts an sich schlechtes. Aber sie rangieren hinter den Lebenswahrheiten; sie dürfen nicht zu Lebenswahrheiten gemacht werden. Ob das die große Not unserer Zeit ist: dass viel zu häufig die Plastikwahrheiten vor den Lebenswahrheiten rangieren?

Lebenswahrheiten: In meinem Leben gibt es eine Führung Gottes. Das ist zum Beispiel eine Lebenswahrheit. Oder: Versöhnung ist das große Zauberwort auch bei aller notwendigen Konfliktfähigkeit. Oder: das geknickte Rohr darf nicht noch zerbrochen werden; Gott hat ein Faible für das Schwache.

Lebenswahrheiten und Plastikwahrheiten. Zwischen beidem zu unterscheiden: dazu will uns unser Bibelwort heute Mut machen. Mehr noch: wir sollen uns an die Lebenswahrheiten halten! Gott schenkt sie uns in Hülle und Fülle. Wir müssen sie nur unter den vielen Plastikwahrheiten wieder hervorholen: die Lebenswahrheiten.

Zum Schluss noch eine ganz andere Geschichte. Sie erzählt Kathrin Zinkant in der Süddeutschen Zeitung von diesem Wochenende: „Schon schön, dachte der Inspektor. Er strich über das Holz, das Leder, das Glas. Bevor sich die Kunststoff-Bauteile seines Rechners in klebriges Pulver verwandelt hatten, war ihm der Oldtimer im Internet aufgefallen. Und jetzt saß er in einem der letzten fahrtüchtigen Pkw des Planeten – zumindest, nachdem man ihn auf Elektroantrieb umgerüstet hatte. Die Bakterien hatten sich nicht an die Regeln gehalten. Anstatt sich auf die Ölpest im Golf von Kalifornien zu beschränken und danach brav abzusterben, grasten sie die Erde jetzt nach Benzin und allen ölverwandten Nahrungsquellen ab. Niemand hatte erwartet, dass die künstlichen Mikroben Evolution betreiben würden. Nicht mal der Erfinder, der vor 20 Jahren die ersten synthetischen Mikroben entwickelt und ihnen neue Funktionen in die DNA diktiert hatte. Vor zwei Jahren setzte man so einen künstlichen Organismus dann in der Natur aus. Ein hungriges Bakterium, das ohne Sauerstoff, in der Hitze, selbst in Eiswasser Öl futterte. Rohöl. Schweröl. Leichtöl. Leider auch Kerosin. Diesel. Benzin. Fliegen, Fahren, das war vorbei. Einige Stämme waren auf das Erdölprodukt Nr. 1 umgestiegen: Plastik. Polymere aus organischen Kohlenwasserstoffen, für die es unzählige Chemie-Nobelpreise gegeben hatte, die in Computern, Autos, in jedem Alltagsgegenstand steckten – weggeknabbert von einem Einzeller. Angeblich arbeiteten Forscher an einer Art Plastikimpfung, aber es gab eigentlich kaum noch etwas zu schützen. Er lenkte das Auto zum Strand, und jetzt fiel ihm auf, wie still und sauber alles war. Kein Müll, keine Plastiktüten, keine Teerklumpen. Überall nisteten Seevögel. Selbst der Sand, der zuletzt noch aus 20 Prozent Kunststoff bestanden hatte, sah unfassbar rein aus. Absurd, dachte der Inspektor. Hatten die Gentechnikgegner nicht immer gegen den Einsatz der Mikroben gekämpft – weil sie um die Natur fürchteten?“³

Vielleicht werden auch so die Lebenswahrheiten über die Plastikwahrheiten triumphieren? *So seht nun sorgfältig darauf, wie ihr euer Leben führt, nicht als Unweise, sondern als Weise, und kauft die Zeit aus; denn es ist böse Zeit.*

Anmerkungen:

- 1) Der komplette Wortlaut in der SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG vom 18. Oktober 2014, S. 5: „Hüter, ist die Nacht bald hin?“, in der Zeile aus dem „Lobgesang“ von Mendelssohn Bartholdy, den alten Worten aus dem Buch Jesaja, klingt das furchtsame Unbehagen an, das mancher in diesen Tagen spürt: „Hüter, ist die Nacht bald hin?“ möchten wir flüstern angesichts der Nöte und Krisen, deren Zeugen wir werden. Die simultane Dringlichkeit der Konflikte zwischen der Ukraine und Russland, in Syrien und im Irak, bis vor Kurzem zwischen Gaza und Israel, die atemberaubende Geschwindigkeit, mit der Heimaten vernichtet oder verschoben werden, und die unheimliche Entgrenzung der Gewalt, das verfolgen wir, von morgens bis nachts – und möchten nurmehr, dass es heller werde. Wir schauen zu, wie türkische Soldaten dabei zuschauen, wie Kurden in Kobanê im Kampf gegen die IS-Miliz sterben, eben jene Kurden, die fast allein die staatliche Einheit des Irak verteidigen sollen, denen aber ein eigener Staat nicht zugestanden wird. Wir schauen zu, wie Zivilisten in der Ostukraine an der Bruchlinie Europas zerrieben werden. Wir schauen zu, wie junge Studenten in Hongkong bewusstlos geknüppelt werden, während sie für Bürgerechte demonstrieren, wir schauen zu, wie junge Journalisten, muslimische oder jüdische oder katholische, gefoltert und getötet werden. Wir schauen zu, wie Flüchtlinge, die an ein Europa der Menschenrechte noch glauben, sich an unseren Grenzzäunen den Leib aufreißen oder vor unseren Stränden ertrinken. Und unsere eigene passive Zeugenschaft wird fraglich. Wie lange wollen wir so zusehen? Wie lange können wir zusehen? Wer sind wir, die wir da jeden Tag, jeden Moment, gewissermaßen im Liveticker, Menschen im Wendekreis des Elends betrachten? Wer sind wir, die wir, unbewusst oder bewusst das Leid auch noch hierarchisieren, die wir unterscheiden und werten, je nach eigener religiöser Zugehörigkeit, kultureller oder ethnischer Prägung, je nach Hautfarbe oder Geschlecht, dann noch manche Gewalt erschütternder als andere empfinden. Weil uns die einen näher sind als die anderen. Die amerikanische Autorin Susan Sontag glaubte einst noch, dass das Betrachten des Leids der anderen die Zuschauer mitunter mit einer gewissen Erleichterung erfüllen könnte. Wie immer groß die „Tele-Intimität aus Tod und Zerstörung“ (Sontag) auch sein mochte, Zuschauen bedeutete eben auch, nicht dort zu sein, nicht bedroht zu sein, nicht schutzlos zu sein, bedeutete die Gnade, verschont zu sein von jenem Leid. In dieser Hinsicht konnte sich im Leid der anderen auch das eigene Glück spiegeln. Das ist vorbei. Auch uns, den „Ungeprügelten“, wie der österreichische Schriftsteller und Widerstandskämpfer Jean Améry es nannte, drängt sich der Eindruck der unbehaglichen, möglicherweise endlichen Privilegiertheit auf. Ich bin nicht sicher, woran das liegt. Vielleicht, weil wir an dem Leid der anderen weniger unbeteiligt sind, als es die Entfernung suggeriert. Wer kann die Erzählungen der versklavten, vergewaltigten jungen Mädchen aus Syrien und dem Irak hören, ohne sich zu befragen, was der Aufstieg des IS mit der westlichen Intervention und all den verlogenen Versprechungen von nation building und Demokratie zu tun hat? Wer kann die Bilder von gefolterten Zivilisten in orangefarbener Kleidung anschauen, ohne sich zu befragen, was das mit Abu Ghraib und Guantanamo zu tun hat? Wer kann den Bericht von Amnesty International über die Verbrechen der irakischen Regierung oder ihrer Vertrauten an der sunnitischen Bevölkerung lesen (etwas, das bei dem Fokus auf den IS gern überlesen wird) und sich nicht fragen, wer diese sektiererische Gewalt zu lange geduldet hat? Schließlich: Es gibt keine Unschuld des Nicht-Wissens mehr. Wir können selten behaupten, von einer noch so entlegenen Krise nichts gewusst zu haben. Wir erfahren von Kriegsverbrechen oder Völkermord nicht nachträglich, sondern zeitgleich. Gewiss, es gibt nach wie vor Kontroversen um gültige Beweise, nach wie vor wird gelogen, um ein eindeutiges Urteil über Täter und Tat hinauszuzögern. Gewiss, auch abzüglich aller propagandistischen Manöver bleiben manche Situationen unübersichtlich und unentwerrbar. Gewiss, manche Konflikte beschädigen alle Seiten, lassen die Gegner mit der Zeit grausam ununterscheidbar wirken. Aber Krieg und Gewalt lassen sich nicht mehr auf Abstand halten. Sie rücken uns auf den Leib. Wir sind dauernd unbeteiligt beteiligt. Das ist der ethische Preis des politisch-medialen Versprechens der einen Welt. Manchmal fürchte ich, er ist zu hoch. Manchmal, wenn die Nacht noch lang ist, empfinde ich dieses unbeteiligt Beteiligtsein als eine moralische Zumutung. Weil es mich überfordert. Weil ich mich verantwortlich fühle, aber keine aktionistischen Antworten weiß. Auf keinen dieser Konflikte. Und dabei kenne ich einige dieser Regionen recht gut. Und dabei wünschte ich nichts lieber, als dass ich den Freundinnen dort, die mir lustige E-Mails schicken, um mich aufzuheitern, helfen könnte. Aber ich habe keine Handlungsanweisungen. Schon gar keine militärischen. Das Einzige, was ich weiß, ist, dass es fahrlässig wäre, aus reiner Verzagttheit jetzt die Fragen so abstrus zu formulieren, dass die Antworten falsche Alternativen aufmachen – nur, damit wir uns kurzfristig besser fühlen. Aus einem politischen und moralischen Dilemma hilft keine Abkürzung des Denkens. Ein gutes Gewissen ist manchmal allein der voreilige Vorzug einer bequemen Position. Was tun? In Mendelssohns „Lobgesang“ heißt es an anderer Stelle: „Er zählet unsere Tränen in der Zeit der Not“, nicht wegzuschauen, nicht aufzugeben, den Schmerz und Kummer jeder einzelnen zu zählen. Nichts zu nichtig, zu häufig, zu gering zu nehmen. Das klingt so tröstlich wie unmöglich, aber: Nur so kann es heller werden.
- 2) Begriff von J. WACHOWSKI, GPM 62 (2008), S. 406ff.
- 3) SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG vom 18. Oktober 2014, S. 40.